Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 56 (1966)

Artikel: Erinnerungen einer Arbeiterin aus dem Zürcher Oberland

Autor: Knapp, Hermine / Möckli-von Seggern

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1004460

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erinnerungen einer Arbeiterin aus dem Zürcher Oberland.

Der Vermittlung von Frau Dr. Möckli-von Seggern verdanken wir die Möglichkeit, autobiographische Aufzeichnungen von Frau Hermine Knapp (1889-1964), Hubwies, zu veröffentlichen. Obwohl für die Volkskunde nicht alle Partien von gleichem Interesse sind, erscheint uns eine ungekürzte Wiedergabe am Platze.

Bei dieser Niederschrift denke ich wieder an meiner Kindheit goldne Tage.

In der schönen kleinen Stockenmatt, in der Nähe vom Bachtelberg, wo Fuchs und Hase mitsamt der Nachteule einander Gut Nacht sagen, wurde ich am 12. Mai 1889 als fünftes Mädchen meiner Eltern geboren.

Nach mir kamen 2 Mädchen und, zum Abschluss und Stolz, noch 2 Knaben. Wir waren eine Familie von 11 Personen: Vater, Mutter und 9 Kinder. In meiner frühesten Jugend hatten wir noch ein liebes Groseli. Somit waren es ein Dutzend zu Tisch, das jüngste auf der Mutter Schoss.

Ja, das Groseli sei jedesmal stark bekümmert gewesen, wenn der Storch seine Visitenkarte abgegeben habe. Unsre liebe Mutter sagte, als wir schon grösser waren, wenn nur das Groseli das noch erlebt hätte.

Bis die grösseren Geschwister in die Fabrik eintreten konnten, war Vater allein zum Verdienen. Wohl half Mutter, so gut es ging, mit Seiden-Weben nach. In der Stube, in dem kleinen Flarzhaus, das der Mutter gehörte, stand ein Handwebstuhl und ein Spulrädchen. Wenn wir Kinder im Bette waren, flog das Weberschiffli hin und her, das Derligge, Derlagge tönte bis spät in die Nacht hinein.

Unsre gute Mutter war eine grosse stattliche Bauerntochter, der Vater ein tüchtiger Schlosser, daneben ein echter Jäger nach altem Schrot und Korn. Wir hatten immer einen Jagdhund zu unsrer grossen Freude. Als ich grösser war, schlief ich nie, bis Vater und Hund zu Hause waren, wenn sie auf die Jagd gingen. Am Morgen war die erste Frage von uns allen: Was hat Vater getroffen, was hat er heimgebracht? Ein besonderes Vergnügen war für uns, wenn wir ihm zuschauen konnten, wie er die Patronen füllte, alles genau abgewogen; er erklärte uns, welche für Rehe und Hasen seien. Weniger Freude machte es uns, wenn wir helfen mussten, den Füchsen den Balg abziehen.

Die Rehe und Hasen konnten gut verkauft werden – wir mussten nicht etwa viel von jener Sorte essen, einzig, wenn ein Dachs erlegt wurde. Dieser wurde verspeist, das Fett ausgelassen, das eine wunderbare Heilkraft besass, hauptsächlich gegen Brand und eitrige Wunden; überhaupt für alle Wunden.

Wenn auch auf höchst einfache Art, hatten wir immer genug zu essen: wie waren doch das Haber-, Reis- und Maismus, mit Butter abgeschmelzt, so gut! Niemand konnte Spätzli mit Apfelschnitzen so gut machen wie unsre Mutter. Wenn dann im Sommer die ersten Frühkartoffeln ausgegra-

ben wurden, hei, war das ein Fest! Kartoffeln und dicke Milch, dann noch die Süsserbsen... Wir hatten einen grossen Garten.

In der Beerenzeit gingen wir sammeln. Auch die Beeren wusste die Mutter gut zu verwerten; wir konnten sie auch gut verkaufen. Auch gingen wir Holz sammeln für den Winter. Für Weihnachten waren wir besonders eifrig; zu jener Zeit kam eben das rechte Christchindli noch. Es hatte zwar nie schwer zu tragen, aber wir hatten das Glück, mit wenigem zufrieden zu sein.

Der Sylvester war ein besondrer Tag für uns. Keines von uns Grossen wollte dann Sylvester sein, denn er wurde mit 2 Pfannendeckeln aus dem Bett geholt, mit: «Sylvester stand uf, steck s'Bei zum Bett us, nimms Stäckli a d'Hand und reis' dur's ganz Land!» Der erste, der in der Stube war, hiess de Stuberumpel, der auf der Ofenbank de Ofehock.

Aber erst die Bachete, die unsere Mutter so gut verstand! Auch das war ein Fest für uns! Da gab es schmackhafte Wähen, Birn- und Apfelweggen und Kümmibrötli, für den Sylvester ein Extra-Weggli in Form eines Vogels. Diesen Brauch habe ich in meine Ehe hinübergerettet. Auf Festtage gab es etwa einen Gugelhopf; nur am Sonntag gab es Ankebrot mit Confitüre, an Karfreitag und Auffahrt Brotschnitten; kein Brotbrösmeli ging verloren.

Dass wir etwa keinen Gluscht zum Schlecken gehabt hätten, will ich nicht behaupten. Wir gingen posten für die Nachbarn, da gab es etwa einen Fünfer, da durften wir etwa Süssholz kaufen. Fünf Stengel gab es für einen Fünfer, sie waren erst noch gesund, das war natürlich wichtig.

Hatten wir Husten, gab es Blüemlitee (Huflattich), Bäredräck und etwa noch Nidelzucker, den Mutter so gut verstand zuzubereiten. War es uns nicht gut, oder hatten wir Zahnweh, so spielte der Englisch-Wunderbalsam[1] eine grosse Rolle, sogar bis auf den heutigen Tag. Wenn das Bauchweh nicht aufhören wollte, musste Knoblimilch her (Knoblauch in der Milch gesotten), die dann den Magen gründlich kehrte. Nachher gabs Kamillentee und ein Eili; dann war wieder alles gut.

Bei Halsweh gabs Müslitee (Salbei) und ein seidenes Tüchli umgebunden – es wirkte Wunder; bei Ohrenweh wurde lauwarmes Johannisöl in die Ohren geträufelt (Johannisblüten in gutem Öl eingelegt). Hatten wir böse Knie, Zehen, Ellbogen vom Umherrennen (ausser Sonntags sahen wir keine Schuhe vom Frühling bis zum Herbst), legte man von den schleimigen dicken Blättern des Allowehstockes (Aloë) auf, oder süsse Butter und Zucker auf ein leinenes Blätzli gestrichen, das war auch gut. Für die Rifen, die wir jeweils ums Maul und Kinn hatten, wurde der Rückstand von Butter aus dem Spiegeleiertüpfi angestrichen. Auch das hat geholfen, wenn kein Dachsfett mehr vorhanden war. Im Frühjahr waren Sauerampfer und Haber-

[1] Tinctura Benzoës composita

morche[2] – je dicker desto besser – ein gutes Blutreinigungsmittel. Mit all diesen Mitteln sind wir gut davongekommen.

Mit Spielzeugen waren wir nicht verwöhnt. Wir machten selber aus Karton schöne Puppenstuben und Häuser. Meine um zwei Jahre ältere Schwester war besonders begabt, allerlei zu verfertigen. Wir Geschwister spielten miteinander, aber manchmal passte es mir und obgenannter Schwester nicht, wir drückten uns heimlich davon, überliessen das Hüten der kleineren Geschwister einer ältern Schwester. Auch vom Abwaschen und Spülimachen drückten wir uns. Durch dick und dünn hielten wir beide zusammen.

Aber der Lohn blieb nicht aus! Den Haselstecken kannten wir! Die grösste Strafe aber war für uns, wenn unsere liebe Mutter keine Notiz mehr nahm von uns und uns als Luft behandelte; das tat mehr weh als Schläge, wirkte auch viel besser.

Aber trotzdem: wer nichts weiss vom Sich-drücken, der hat einen schönen Teil seiner Jugendzeit verpasst. O schöne Jugendzeit!

Als ich in der vierten Klasse war, zügelten wir nach Diezikon, wo Vater schon viele Jahre als Schlossermeister tätig war; jeden Tag machte er den weiten Weg zu Fuss hin und zurück. Wir Jüngeren hatten die grösste Freude, eine so grosse und schöne Wohnung in der Fabrik zu haben. Das Wasser war in der Küche, der Schulweg nicht mehr so weit, die Schwestern so nah bei der Fabrik. Der Vater konnte von nun an mit der ganzen Familie am Tische sitzen. Aber trotz allem Schönen hatten die Mutter und ältern Schwestern Heimweh nach der stillen Stockenmatt. Aber eine so grosse Weberfamilie war in Diezikon willkommen.

Wir Jüngern aber fühlten uns prächtig wohl; das schönste aber war, Mutter musste nicht mehr Sydigs weben und wir keine Spüeli mehr machen. Mutter hatte Zeit für uns, war immer für uns da, sie verstand es, uns eine glückliche Jugendzeit zu gestalten.

Die Zeit ging ihren Lauf, und eine Schwester um die andere musste in die Weberei. Ich ging in die Sekundarschule nach Wald. Grosse Freude hatte ich zwar nicht an der Schule, ich war froh, als ich nach zwei Jahren aus der Schule kam. Voll Freude und Eifer ging ich in die Fabrik[3], um bei meiner Schwester, die mir am nächsten stand, das Weben zu erlernen. Ich hatte Freude daran und Eifer; meine Eltern hofften, dass ich, die Sekundarschülerin, etwas leiste. In der ersten Zeit ging alles gut. Auf einmal schwand das Interesse an der Arbeit, ich musste doch sehen, was alles so geht in einem so grossen Websaal. Manchmal wurde gestritten; das war höchst interessant. Alle Weber mussten zuvorderst durch den Saal, in dem ich war, auf die Ferggstube. Wenn ein Weber fehlerhafte Arbeit anschauen musste,

---

[2] H. oder Wiesen-Bocksbart, Tragopogon pratensis. Die Stengel wurden roh gegessen.

[3] mit 14 Jahren.

wollte ich wissen, wie lange er hatte. Einmal schaute ich einer ältern Weberin zu, wie sie einen Zisen (dünne Anlassstelle) verkratzte und die dicken Anlassstellen (sogenannte Bändel) in Falten legte beim Stückabnehmen. Aha, dachte ich, das wird auch gemacht! Resultat: Auch ich musste auf die Ferggstube die Fehler anschauen. Zuerst schämte ich mich, dann war mir alles gleich. Es kam so weit, dass mich der Obermeister bei meinem Vater verklagte. Ich hatte also vollständig versagt. Über keines meiner Geschwister mussten sie eine Klage entgegennehmen, ich tanzte also aus der Reihe. Es herrschte eine gedrückte Stimmung zu Hause, das tat mir aber doch weh. Aus war es mit dem Maulaffenfeilhalten. Ich kam in die Nähe einer meiner Schwestern. Da hiess es aufpassen! Schwups, hatte ich eins mit dem Weberschiffli.

So recht der Obermeister hatte, ich sah in ihm den «Chlagitätsch». So oft er an mir vorbeiging, schnitt ich ihm in Gedanken eine Grimasse – die üblichste. Fürwahr, nichts Rühmliches von einer Sekundarschülerin; das wusste aber nur ich allein.

Als ich in den Konfirmanden-Unterricht ging, ist eine Wandlung vorgegangen mit mir: ich bekam mehr Eifer zur Arbeit, dass ich mehr verdiente, zumal ich hoffte, recht ausstaffiert zu werden zur Konfirmation. Ich war also nicht mehr bockbeinig, und ein Buebemaitli war ich auch nicht. Der Brauch war, dass an Ostern, nach der Konfirmation, die Burschen bei den Mädchen ein Osterei abholten. Kein einziger fand den Weg zu mir, nicht einmal ein Laupener; ich hätte auch nicht so viel Eier gehabt. Als mir meine Mitkonfirmandinnen nachher erzählten, wieviel sie verschenken mussten, war ich herzlich froh, leer ausgegangen zu sein.

Zurück zur Fabrik! Dass ich immer weben wollte, lag nicht in meinem Sinn, ich hätte gerne die Krankenpflege erlernt. Dies anvertraute ich nur der Mutter allein. Ich glaube auch, dass es zur Ausführung gekommen wäre, wenn nicht ein schwerer Schlag meinem Leben eine andere Wendung als vorgesehen gegeben hätte.

Unsere liebe gute Mutter wurde auf den Tod krank – krebsartige Geschwulst auf der Leber. Alle ärztliche Mühe und Pflege war vergebens; ich glaube, wir wären zu einem Quacksalber gelaufen, hätten wir einen geschickten gewusst. Zu jener Zeit gab es nicht so viele wie heute. Auch vom Schöllkraut und seiner Heilkraft für die Leber wussten wir noch nichts.

Unsre liebe Mutter wusste es besser, wie es um sie stand. Wenn sie vom Sterben redete, baten wir sie, nicht davon zu sprechen; dann gab sie uns zum Bescheid: «Säume nicht, denn Eins ist not.» Als wir vor ihrem Sterben um ihr Schmerzenslager standen, sagte sie: «Meine Kinder, seid einmal gern zu Hause, braucht nicht mehr, als das Geld langt, und regiert es nicht! Schaut gut zu Vater und den jüngeren Geschwistern, haltet fest zusammen!»

Die zweitälteste Schwester von uns ist ihr im blühenden Alter von 24 Jahren (Lungentuberkulose) drei Jahre vorher im Tode vorangegangen. Unsre gute Mutter war nicht einmal ganz 50 Jahre alt, ihr jüngstes Kind, der Heireli, noch schulpflichtig und der Mutter besonders ans Herz gewachsen.

Mochte das tiefe Leid noch so schwer sein, das Leben musste doch weiter gehn; aufs neue hiess es weben, weben.

Noch ganz jung lernte ich im Nachbarssohn meinen zukünftigen Lebensgefährten kennen. Er war Schlichter in der gleichen Firma wie wir (Spoerry & Schaufelberger), sechs Jahre älter als ich, von gutem Charakter. Nun war ich also festgenagelt in der Fabrik.

Als wir uns im Jahre 1908 verlobten, war es in der Fabrik ziemlich flau, so dass am Samstag nicht gearbeitet werden konnte. Es wäre herrlich gewesen, wenn nicht der Lohnausfall spürbar ins Gewicht gefallen wäre. Da war noch nichts organisiert, von morgens 6 Uhr bis halb 12 Uhr, von 1 bis halb 7 Uhr, am Samstag bis halb 6 Uhr wurde gearbeitet. Da gab es nicht viel zu bräteln und zu schmoren, die Lebensweise war höchst einfach; ich glaube, der Kaffeekrug stand fast überall täglich auf dem Mittagstisch, und doch hat es auch Leute gegeben, die bis ins hohe Alter gearbeitet haben in der Fabrik. Aber eben – was blieb den Fabriklern anders übrig, um nicht armengenössig zu werden, als auszuharren, bis das Lebenslichtlein am Verlöschen war! Es war natürlich ein geruhsameres Arbeiten, wenn man an die Hetze denkt von heute. Die flaue Zeit hielt nicht lange an, das Geschäft lief wieder auf vollen Touren. Was wir damals in 14 Tagen verdienten, verdienen sie heute in 2 ½ Tagen.

Im Jahre 1910, im schönen Monat Mai, heirateten wir. Ich kam ins Nachbarhaus zu meinem Ehegespons und seiner Mutter; ich war noch so jung, hatte noch viel zu lernen, aber zum Glück war ich friedfertig und anpassungsfähig. Wir lebten glücklich zusammen. Ein Jahr darauf lag ein prächtiger, gesunder Stammhalter in der Wiege. Nun hiess es ratschlagen betreff Verkostgelden von unserm Söhnlein. Mit wehem Herzen hätten wir es getan. Die Firma sah es eben nicht gern, wenn die Frau nicht mehr in die Fabrik ging, nur ungern wurde einem eine Fabrikwohnung überlassen, aber nur *ein* Zahltag reichte nicht weit. So hat sich denn das neue Grossmüetti entschlossen, zu Hause zu bleiben und zu dem Kinde zu schauen. Wir aber mussten erst noch um Bewilligung der Firma nachgehen.

Ich durfte dann das Plattstich-Weben erlernen in der Weberei Hubwies. Das war eine schöne, kurzweilige und einträgliche Arbeit. Im Jahre 1912 erhielten wir eine schöne geräumige Wohnung im Hubacker, in dem Hause, worin ich heute noch sein darf. Die Firma hatte es käuflich erworben.

Wie herrlich schön und wohl fühlten wir uns im neuen Heim! Wir konnten Hühner und Kaninchen halten, hatten einen grossen Garten, es war so

ruhig und still um unser Haus, aber auch hier hat uns der Storch gefunden. Im Mai 1914 wurde uns ein Töchterlein geschenkt, zur grossen Freude von uns und dem Grossmüetti.

Es wäre alles so schön gewesen, wenn nicht auf einmal im ganzen Lande Gewitterschwüle geherrscht hätte und das Wort Krieg immer häufiger durchsickerte. Auf einmal war der furchtbare Krieg da. Mein geliebter Lebensgefährte musste auch einrücken, das Grossmüetti, mich und zwei Kinder zurücklassend. Die Webereien stellten den Betrieb fast gänzlich ein, Kummer und Sorgen stellten sich ein. Zum Glück war in den Fabrikwohnungen kein grosser Mietzins. Im Dampfhaus in der Hubwies richtete die Firma eine Suppenküche ein. Für ein geringes Entgelt wurde an die Leute gute, kräftige Suppe abgegeben. Alles wurde rationiert, wer aber genug Geld hatte, konnte sich unter der Hand noch manches beschaffen. Nur selten erhielten die Wehrmänner Urlaub, hie und da suchte die Firma wegen pressanter Arbeit um Urlaub nach. Nach und nach ging das Geschäft wieder gut; verhungern musste auch niemand. Als der Krieg zu Ende war und wieder im alten Tramp weitergearbeitet wurde, gingen die Streiks und Arbeiterbewegungen an. Die Arbeiter organisierten sich, um nicht mehr so hilflos dazustehen, wenn wieder eine böse Zeit heranbrechen sollte. Sie brachten es fertig, dass die Arbeitszeit gekürzt wurde. Eine Aufbesserung des Lohnes verlangten sie auch. Wie war das eine grosse Freude, als es hiess, der Samstag Nachmittag falle von der Arbeit weg. Die Arbeitszeit war von morgens halb 7 Uhr bis 11 Uhr 15, von 1–6 Uhr. Später wurde gekämpft (man kann sagen gekämpft!) um Ferien für die Arbeiter. Ich kann nicht beschreiben, wie wir glücklich waren, als die ersten Ferientage anbrachen. O! ein paar Tage nur der Familie, den Kindern zu gehören! Wie gerne hätte ich meinen Kindern eine so sonnige Jugend bereitet, wie sie mir beschieden war, eben die Mutter zu Hause. Ich konnte nicht begreifen, dass es Frauen gab, die nicht in die Fabrik mussten und nur für die Familie da sein durften und die unzufrieden waren. Unser Groseli erkrankte leider früh an einer schweren Krankheit (Gebärmutterkrebs), die leider zu spät in Behandlung kam. So verloren wir sie erst 63jährig.

Der Sprössling ging in die Schule, das Töchterlein hatte das Alter, um in den Kindergarten zu gehen. Halb 6 Uhr war Tagwache für die Kinder, bitter für Eltern und Kinder. Zu jener Zeit durften die Kinder noch zu der Mutter in die Weberei. Wenn es irgendwie möglich war, kamen sie zu mir. War es mir einmal nicht gut, wollten sie den Doktor holen, nur dass ich dann zu Hause bleiben müsste.

So gut es mir möglich war, widmete ich mich den Kindern; frühe lehrte ich sie die Ehrfurcht vor der Kreatur und Natur, die ich schon von meinem Vater lernte, obschon er Jäger war.

Im Schopf neben dem Hause hatte es viele Mäuse, die gefangen werden sollten. Gar manches Mäuslein fand heimlich seine Freiheit wieder, wenn die Kinder Nachschau halten mussten, auch hüteten sie die Vogelnester vor den Katzen.

Gott Lob und Dank! darf ich sagen: unsere Kinder sind unter der straffen Leitung von Vater und der etwas lockerern von mir zu rechtschaffenen Menschen herangewachsen.

Wie ist unser Sohn ein lieber, gefreuter, naturverbundner Mensch geworden! Sein Wunsch war, den Schlosserberuf zu erlernen. Er wolle werden, was Grossvater und Onkel Heinrich waren. Durch viel Geschick und grosses Können und Freude zur Arbeit hat er es so weit, auch zum Schlossermeister gebracht – in der gleichen Firma wie wir Eltern.

Seine Freizeitbeschäftigung gilt dem Fotografieren. Staunen muss man, wenn man seine Arbeiten sieht. Nicht das kleinste Lebewesen, sei's Pflanze oder Tier, entgeht seiner Beobachtung. Geradezu lehrreich sind seine Bilder und Kommentare.

Die Tochter musste in die Weberei, sehr ungern ging sie. An ihr musste ich das Sprichwort: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, in seiner ganzen Grösse erfahren. Ist dann aber doch gut herausgekommen, auch sie steht tüchtig im Erwerbsleben.

Die Jahre gingen dahin, der Sohn wurde ein strammer Soldat, Festungskanonier am Gotthard, die Tochter heiratete.

Dann warf der zweite Weltkrieg seine dunkeln Schatten über unser schönes Land. Diesmal durften wir unsern lieben Vater zu Hause behalten, er wurde aber dem Luftschutz zugeteilt. Er musste den Betriebsluftschutz leiten. Es war ein strenger Dienst, die vielen Nächte, die sie auf Pikett gestellt waren, wenn die schaurigen Sirenen ertönten! Der Sohn stand als Korporal und später als Wachtmeister im Felde. Fleissig erhielten wir Nachricht von unserm Soldaten, ebenso fleissig sorgte das Müetti für Nachschub – selbst der Englisch-Wunderbalsam fand den Weg auf den Gotthard.

Die Lebensmittel-Rationierung war diesmal noch strenger als das erste mal; auch fehlte es nicht an Hamstersäcken. In der Weberei war es schlimm bestellt, aber diesmal war eine Arbeitslosen-Versicherung in Funktion, auch tat die Firma ihr Möglichstes, die Leute zu beschäftigen. Es wurden grosse Gärten angelegt, um Gemüse für die Suppenküche zu pflanzen. Diesmal war sie im Betrieb in der Sposa (Schokoladefabrik), die ziemlich gut florierte. Wie waren wir froh, jeden Mittag eine gute kräftige Suppe in Empfang zu nehmen.

Eine Zeitlang besserte sich der Geschäftsgang, dann war er wieder weniger gut; so dass wir stempeln mussten. Wenn ich ehrlich sein will, tat ich es gar nicht so ungern. Erstens gab es die Vergütung der Arbeitslosenversicherung, und zweitens konnte die Hausarbeit ruhiger verrichtet wer-

den. Auch hatten wir einen grossen Garten, den Vater und ich zu besorgen hatten. Inzwischen waren wir Grossätti und Grossmüetti geworden bei der Tochter; es war ein Töchterlein zart und fein.

Gottlob ging der Krieg seinem Ende entgegen, der Sohn kehrte heim und rüstete sich zur Hochzeit.

Die Kinder ausgeflogen, Vater und ich wieder allein. In der Fabrik war sogar Vollbetrieb, so dass Schichtarbeit eingeführt wurde, für Eltern mit Kindern nichts Erfreuliches, aber: zuerst der Verdienst und dann das andere! Mit 48 Dienstjahren musste ich infolge Herzbeschwerden die Arbeit aufgeben, Vater mit 53 Dienstjahren. So hatten wir über 100 Jahre miteinander im gleichen Geschäft gearbeitet.

Nun brach eine wunderschöne Zeit an für uns beide. Wir hatten Zeit füreinander, pflegten gemütlich unsern Garten und das Hühnervolk, machten kleinere und grössere Spaziergänge, sogar auf Schnebelhorn, Kreuzegg, Strahlegg, Scheidegg. Kurz, wir hatten es einfach schön miteinander, nicht zuletzt, weil wir die AHV-Versicherung beziehen konnten und aus der Fabrik die Invalidenversicherung und Personalfürsorgekasse. So lebten wir, die Freuden auf dem Fyroobigbänkli geniessend, dahin, und glaubten, es müsse noch lange so sein. Ich weiss nicht, hatte Vater eine Ahnung? Er litt zeitweise sehr stark an Asthma. Als wir den Kuckuck hörten, sagte er: Dieses Jahr haben wir ihn gehört, ob es das nächste Jahr noch der Fall ist, müssen wir schauen. Ich sagte ihm: O, Vater, wir müssen ihn doch wieder hören, dann ist unsere goldene Hochzeit. Er meinte: Weisst, Mutter, es kommt nicht immer, wie man gerne möchte.

Ja, das habe ich erfahren müssen! Als das Asthmaleiden trotz der vielen Tees und mit dem Einreiben nicht bessern wollte, riet uns ein Patenkind von Vater, wir sollten zu einem Naturarzt kommen, es sei ein ganz Tüchtiger, der ihre Tochter vom Veitstanz geheilt habe. Zuletzt klammert man sich an einen Strohhalm.

Wir gingen also ins Riethüsli St. Gallen, Vater mit gemischten Gefühlen, ich voller Hoffnung. Der Untersuch war mit Pendel. Er sagte nur, es werde schon wieder besser kommen, gab ihm zweierlei Pillen. Vater sagte, es sei ihm gewesen, als habe der Heilkünstler hinter seinem Rücken etwas gemacht. Kosten: 10 Fr. Kurzum: auf dem Heimweg war es Vater ganz leicht und gut, auch daheim noch einige Zeit. Nach ca. 4 Wochen, als die Pillen aufgebraucht waren, verschlechterte sich das Leiden wieder. Wir hätten dann nur 15 Fr. einzahlen können für Fernbehandlung. Vor diesen unheimlichen Künsten hatte Vater grossen Aberwillen und wollte nichts mehr wissen von dieser Heilkunst.

Im September darauf überanstrengte sich Vater im Garten, er verspürte auf einmal furchtbare Schmerzen im Rücken. Wir mussten den Arzt rufen, der Untersuch lautete auf Ischias. Er wurde dann als solcher behandelt ohne

den geringsten Erfolg. Als dann in den Beinen eine unheimliche Schwäche eintrat, riet uns unser Sohn, wir sollten einen Chiropraktiker aufsuchen, Dr. B., der auch ihn mit grossem Erfolg behandelt hatte. So wurde auch das versucht. Dieser schaute Vater nur an, tastete ihm den Rücken ab. Seine Diagnose: sofort ins Spital, es ist keine Zeit zu verlieren. Vater wollte aber wieder heim, und dann ins Krankenhaus Wald. Solange er stille lag, spürte er nicht viel, sobald er aber sich ein wenig bewegte, unheimliche Schmerzen. Zu jener Zeit kam alle drei Wochen der berühmte Arzt Dr. med. Steinmann von Rapperswil ins Krankenhaus Wald, für ganz schwere Fälle. Zu Vater sagte er: Ihre Lähmung gefällt mir gar nicht, sie müssen sofort ins Kantonsspital in die Neurologische Abteilung.

Mit schwerem Herzen brachte ich ihn im Krankenauto dorthin. Nach zwei Tagen erhielt ich Bericht vom Krankenhaus, den Vater wieder zu holen. Es war zu spät. Die Röntgenaufnahmen zeigten einen Tumor am 12. Rükkenwirbel, der mit Ausstrahlungen den ganzen Körper in Mitleidenschaft gezogen habe. Wie gerne hätte ich Vater bei mir zu Hause gepflegt; aber es war nicht möglich, die Lähmung nahm zu, keine Operation war mehr möglich.

Nach 8 Wochen, eine Woche nach seinem 76. Geburtstag, wurde er von seinem mit bewunderungswürdiger Geduld ertragenen schweren Leiden erlöst.

Genau ein halbes Jahr vor unsrer goldenen Hochzeit, am 23. November 1959, wurde er zur ewigen Ruhe gebettet.

Diesen Schmerz kann nur der erfassen, der ihn selbst erfahren musste. Vaters Wunsch war es immer, dass er vor mir sterben dürfe – die Gnade wurde ihm zuteil.

In meinen Kindern fand ich Trost und Hilfe.

Nun ist es stille geworden um mich, oft ziehen die Jahre in meinen Gedanken vorüber, ja, ich zehre nun an den mancherlei Freuden, die wir geniessen durften.

Von meiner mütterlichen Freundin lernte ich viele Heilkräutlein kennen, auch feine Liköre brauen; von Königskerze, Goldmelisse, Pfefferminze, Kümmel und schwarzen Johannisbeeren den feinen Benediktinerlikör herstellen; aus grünen Baumnussschalen, gesammelt vor Jakobi, Rosmarin, 1 Zimtstengel ein wenig ganzen Gewürznelken und, um eine schöne Farbe zu erzielen, ein wenig Safran beigeben. Dies alles in Schnaps ca. 4–5 Wochen an die Sonne stellen, dann absieben und mit Zuckersirup verdünnen. Solche Sachen bereitete ich, dass ich sie auch geniessen konnte. – Sehr gutes Augenwasser zur Stärkung der Augen: Angelika, Augentrost, Lavendel, Arnika, Fenchel und Kornblumen in Franzbranntwein einlegen ca. 5 Wochen, dann absieben. – Ferner prima Haarwasser aus Birkensaft, verdünnt mit Franzbranntwein. Den Birkensaft zogen wir manches Jahr

von der gleichen Birke, früh im Frühjahr, bevor der Saft in die Krone gestiegen ist. Die Anzapfstellen schlossen wir jedesmal sorgfältig ab. – Für die Atmungsorgane bereiteten wir den Meerrettichwein: Meerrettich in guten Weisswein eingelegt als Medizin eingenommen, war sehr nützlich; das gleiche galt von Bibernelle. – Aus gesammelten Arnikablüten, in Schnaps angestellt, bereiteten wir Arnikatinktur gegen Gliederschmerzen. – Auch der Ameisengeist diente diesem Zweck. Um diesen zu gewinnen, galt es, am Morgen in aller Frühe, vor dem ersten Sonnenstrahl, bei dem Bau der Waldameisen (Wohlheisten) zu sein. Sachte musste eine dunkle Flasche mit engem Hals, dass gar nichts zu sehen war, hineingeführt werden. Am Abend, wenn die Ameisen schliefen, wurde sie wieder geholt, verbunden mit einem Abendspaziergang in Gottes herrlicher Natur. Wir legten auch Haselzweiglein in die Wohlheisthaufen, um sie abzuschlecken. Sie waren so fein säuerlich. An Ostern legten wir dunkel gefärbte Ostereier in dieselben, auf die dann die Wohlheisten schöne Zeichnungen fertigbrachten mit ihrem Saft.

Gegen erhöhten Blutdruck ist folgendes Mittel unübertroffen: 5 Gewürznelken in ½ Glas Wasser über Nacht einlegen; am Morgen nüchtern das Wasser trinken. Ich habe es auch probiert und den Blutdruck auf den normalen Punkt gebracht. Für das Herz ist der Rosmarinwein eine sehr gute Medizin – Rosmarin in ganz guten Weisswein eingelegt.

Gegen Zuckerkrankheit: Tee von den Heidelbeerstauden, regelmässig getrunken, hilft sehr gut.

Früher wurde auch das Schröpfen viel mehr angewandt: jetzt findet man niemand mehr, der es ausführt. Wir beide hatten einmal öfters Kopfweh und dumpfes schweres Gefühl im Kopf. Wir liessen uns schröpfen, nachher war uns wieder wohl.

Für die schmerzhaften müden Beine oder gar Venenentzündung gibt es nichts Besseres, als Blutegel ansetzen. – Der Baldrian, den wir jedes Jahr auf dem Farner holten, ist ein guter Nervenberuhigungstee, aber nur als Medizin eingenommen. Das Heidnisch-Wundkraut, auch aus der Höhe geholt, für Bäder bei Entzündungen und offenen Wunden. Zum Reifen von Furunkeln wird Muttersalbe oder Habermus angelegt. Sehr wirksam! Gegen Verstopfung Sennesschoten (Sennesbälglitee). – Gegen Abführen, das ist ja von Zeit zu Zeit ganz gesund, nötigenfalls Heidelbeertee. Es sind alles natürliche Mittel. Aber das Pillenschlucken ist ja so einfach und mühelos! Gottlob bringe ich keine hinunter.

Nun geht es mir durch den Sinn, das wegen Aberglauben.

Ist wirklich alles Aberglaube?

Erstens wegen dem «Zleidwerchen». Ist es möglich, dass jemand einen plagen kann, ohne ihn zu sehen?

Es gibt aber auch ganz harmlose Sachen, die niemanden stören. Ging eine ansteckende Krankheit um, hängten wir unsern Kindern Knoblauchsäcklein um; auch wir Eltern trugen ihn in der Tasche nach. Litt man an Schwindelgefühl, wurde angeraten, eine Silberzwiebel (Winterzwiebel) bei sich zu tragen. Auch gemacht mit Erfolg.

Dann war da das Spissehölzli, ein Schwarzdornzweiglein: in der Karfreitagnacht geschnitten, bei sich getragen, entfernte es jeden noch so verhockten Spissen. Ich habe jenes erhalten von einem gut bekannten älteren Mann.

Nun hatte mein Ehegspusi einmal unter dem Daumennagel einen grossen Spissen, den wir einfach nicht herausbrachten. Ich sagte ihm, nimm doch ein solches Wunderhölzli in die Tasche. Er hielt eben nicht viel auf solche Sachen. Auf mein Drängen nahm er doch eins. Ja, lachen Sie nicht! der Spissen kam zum Vorschein. Der Mann, von dem ich ihn hatte, ist gestorben, sonst würde ich ihn wieder um solches bitten.

Etwas gegen die Plaggeister Hühneraugen; von den Wurzeln der Geissleitere (Salomonssiegel) ausgraben, die genau aussehen wie Hühneraugen, in der Tasche nachtragen. Das lästige Übel und Barometer verschwindet. Selbst probiert! Hatte nun lange Zeit Ruhe; über Winter haben sich wieder drei eingestellt. So bald die Geissleitere zum Blühen erwacht ist, grabe ich Wurzeln aus. Harmlos und billig. – Hatten wir Seitenstechen, hoben wir einen Stein auf, spuckten darauf, warfen ihn über den Kopf zurück, ohne aber nachher nach hinten zu schauen. Der Stich war verschwunden – auch wahr!

Einmal kam jemand zu mir und fragte mich um Meerrettichwurzeln; ein befreundetes Mädchen leide an fallendem Weh, da sei ihm der Rat gegeben worden, eine Halskette von den in Würfeln geschnittenen Wurzeln zu tragen. Leider habe ich nicht erfahren, ob es geholfen hat, habe es auch vergessen. Auch hier kann man sagen: «Nützt's nüüt, so schad's nüüt.» – Ein anderes Rezept, das ich in einer ewig alten Bibel fand, noch von der Grossmutter stammend (leider ganz vom Bücherwurm zerfressen) hiess: Man soll das gebrauchte Hemd vom Patienten – eines Epileptikers – in den Sarg eines Verstorbenen legen; hier zweifle ich, ob ich es nicht auch probiert hätte. Die ärztliche Kunst versagte ja in vielen Fällen. Nur schade, dass ich den Zettel verloren habe.

Ein Messer, mit der Schneide nach oben liegend, sahen wir als Sünde an. Auch heute noch kann ich es nicht sehen. Wenn ich eins beobachte, sei es auch an einem andern Ort, lege ich es um. Auch Bestecke sollte man über Nacht nicht auf dem Tische liegen lassen, sonst könne ein Familienglied nicht schlafen. Ich halte immer Nachschau, ob die Italiener, die bei mir wohnen, abgeräumt haben.

Wie spielte das Karfreitagsei eine grosse Rolle! Wenn man eins im Hause hat, schlägt der Blitz nicht ein, hiess es. So lange wir selber Hühner hatten, habe ich jedes Jahr eins aufbewahrt. Wenn man von andern Hühnerhaltern eines verlangt, ist man nicht sicher, ob es wirklich ein Ei, das am Karfreitag gelegt wurde, ist. Die jungen Leute lachen ja sowieso darüber. Meine Nachbarin hat jedes Jahr ein solches unter den Dachfirst der Scheune gebunden. Eine mir befreundete Bauernfrau erzählte mir einmal, wie ihnen jedes Jahr der Fuchs Hühner stehle. Da habe ihr eine alte Frau gesagt, sie solle am Karfreitagmorgen mit dem Wasser, mit dem sie sich gewaschen habe, den Hühnertribel (Morgenfressen) bereiten, dann werde kein Fuchs mehr kommen. Man staune – so war es auch.

Dies habe ich mir hinter die Ohren geschrieben. Ich besuchte meine Freundin, die auch Bäuerin mit Hühnern war. Ich wusste, dass auch ihr Hühnervolk vor dem Fuchs nicht sicher war. Ich riet ihr, sie soll es auch probieren mit diesem Wundermittel, und, o Wunder, der rote Schelm blieb fern. – Hatten wir einmal Warzen, hiess es, man nehme halt allen Dreck in die Hände. Um sie zu vertreiben, bestrichen wir sie fleissig mit dem Schaum, der sich bildet im Wassergraben, oder im Tümpel von der Dachrinne. – Hatten wir den Hitzgi (Schluckauf) hiess es: Sag 3mal hintereinander «Hitzgi, Hätzgi, hinderem Hag, nimm mer's Hitzgi Hätzgi ab» ohne zu schlucken, so geht es weg. – Wer den Kuckuck im Frühjahr das erste Mal hört und kein Geld im Sack hat, habe das ganze Jahr keins. Auf den Gugger haben wir, die ganze Familie, immer acht gegeben. Als mein geliebter Lebensgefährte noch lebte, wenn es Zeit war, dass der Gugger kommen sollte, war jeden Morgen das erste: «Häscht de Gugger ghört, häsch en Föifer bi dir.»

Eine besondere Sache war es mit dem Glückwünschen am Neujahrsmorgen, das immer mehr verschwindet. Es war doch ein schöner Brauch unter den Nachbarn. Früher wurde es nicht gern gesehen, wenn ein «Wibervolch» zuerst das Neujahr wünschte. Ich kannte einen Mann, der imstande war umzukehren, wenn ihm am Neujahrsmorgen zuerst ein «Wibervolch» begegnete. Dabei hatte er ihrer fünf zu Hause! Auch in der Fabrik kannte ich Frauen, die fuchsteufelsswild wurden, wenn ihnen am Sylvester von Kolleginnen das Neujahr gewünscht wurde. Wieso, warum? Das gleiche galt auch bei den Schützen. Meine bessere Hälfte war ein guter Schütze. Ich hatte Freude an seinen Erfolgen, wünschte ihm aber nie Glück. Wenn er fort ging, sagte ich nur: Behüt Dich Gott, komm wieder gut heim! Einmal war es, dass er und ein Schützenkamerad, der im gleichen Hause wohnte, an einem frühen Morgen an ein Schützenfest gingen. Da kam meine Schwester aus der Türe, die im untern Stock wohnte, und wünschte Glück. Mein Mann war schon aus der Türe. Wutentbrannt, mit puterrotem Näggel und ohne Gruss rannte der Nachbar aus dem Hause. Ich

sagte meiner Schwester, dass sie es nie mehr machen solle. Der Erfolg beim Schiessen war nicht gerade glänzend; aber etwas konnte man doch Schuld geben.

Etwas noch vom Neujahr: Am Neujahrsmorgen soll man die Stube nicht wischen, sonst wische man das Glück hinaus. Wird auch bei mir befolgt.

Etwas Wichtiges ist es mit den Kalenderzeichen betreffs der Gartenarbeiten: ob es Nidsigänt oder Obsigänt war, die Tierzeichen Leu, Krebs oder Skorpion etc. Mein Vater zu Hause hielt strenge darauf. Im Nidsigänt wurde gepflanzt, was unter dem Boden wachsen musste, im Obsigänt das andere. Nur ja nicht im Krebs oder Skorpion! Leu sei das beste Zeichen. Nach diesen Zeichen wollte ich nun auch in meinem Reiche handeln. Mein Gspusi sah aber wohlweislich zuerst auf das Wetter.

Als es wieder einmal Zeit zu pflanzen war, Vater und Sohn sich anschickten, Stangenbohnen zu stecken, warf ich schnell noch einen Blick in den Kalender. Hört auf, hört auf!, rief ich, es ist ja Nidsigänt und erst noch Krebs. Sie steckten ruhig weiter, nicht ohne spöttisches Lächeln. Wie ein Lätzchopf benahm ich mich, aber es nützte nichts. « Ja nun, ich bin dann nicht schuld, wenn eure Arbeit für die Katze ist.» Aber sie war es eben nicht, die Saat wuchs und gedieh, wuchs sogar über die Stickel hinaus. Wunderbare Schmalzbohnen konnten wir ernten, sogar eine Rekordernte war es; ich konnte sehr viel konservieren. Schluss war es mit meiner Weisheit in dieser Sache – für jeweiligen Spott brauchte ich auch nicht zu sorgen. Aber es war sowieso ein gutes Bohnenjahr. Dies zu meiner Entlastung!!

Dann war da der unheimliche Ruf der Nachteule. So lange sie nur so ruft «hu hui», machte es nichts, aber wenn sie grochst wie ein kranker Mensch «emh, emh», dann war das ein Zeichen, dass jemand in der Nähe sterben müsse. Es hat auch schon öfters zugetroffen. So ist es auch mit der Hauswurz. Früher thronte fast auf jedem Flarzhausdach eine solche Polsterpflanze oder dann auf einem Extrabänkli vor dem Haus. Wenn nun eine Blüte zum Vorschein kam, war diese ebenfalls ein Vorbote des Todes. Auch wenn ein Leichenzug eine Hochzeit kreuzte, war das gar nicht gut. Denn Bruut und Bahr, hält s'Glück nicht an.

Etwas anderes, was mir selbst begegnete. Als Kind mussten wir manchmal in ein Lädeli, um etwas zu holen, auch musste ich posten für die Leute in Wald. Der Mann, ein älterer Herr, erzählte gerne. So kam er einmal auf das Hexen zu sprechen. Er redete aus voller Überzeugung und sagte unter anderm, wenn man spüre, dass man geplagt werde, so solle man vom eigenen Wasser in einem gut verschlossenen Fläschchen, verkehrt, unter den drei höchsten Namen, in der Erde vergraben. Die betreffende Person könne dann das Wasser nicht mehr lösen. Sie komme dann, um etwas zu entlehnen. Man dürfe sie aber nicht ins Haus lassen, denn auf einmal entleere sie sich.

Meine mütterliche Freundin wohnte im Töbeli, das Haus steht allein, sie trieben noch ein wenig Landwirtschaft neben der Fabrikarbeit – die Frau in der Weberei, der Mann als Schreiner. Einige hundert Meter davon steht ein Flarzhaus. Aus diesem ging auch eine Frau in die Weberei, sogar in den gleichen Websaal wie erstere. Ich kann sie mir noch gut vorstellen: eine grosse, hagere Frau, schwarzgescheiteltes Haar, das Maul nicht eben klein. Was mir am meisten missfiel, war der stechende Blick ihrer schwarzen Augen. In den Fabriken spielte und spielt die Missgunst viel beim Unfrieden mit. Auch die letzterwähnte glaubte, sie sei im Nachteil, die andere habe die bessern Zettel, mit denen mehr zu verdienen sei. Kurz, der Streit war da. Unter anderm schleuderte sie der Bevorzugten zu: Ich will schon sorgen, dass Du abserbelst! Meine Freundin war ein wenig angehaucht vom Glauben ans Verhexen. Es passierte aber weiter nichts, und man dachte nicht mehr daran. (Ob es so war, weiss ich nicht.)

Als eines Tages der Mann der Freundin den Garten umgrub, stiess er auf einen Laib Brot, einen ganzen Vierpfünder, den die böse Frau heimlich eingegraben hatte. Mit dem Zu-Grunde-gehen des Brotes hätte also die Feindin abserbeln sollen. Die bösen Leute sind dann bald fortgezogen.

Meine Schwester, die im untern Stock wohnte, litt an offenen Beingeschwüren. Es war gerade in den Fabrikferien, da kam eines Tages ihr Mann heim mit einem Kräutermannli, der eine prima Salbe herstellen könne, um böse Beine zu heilen. Es war ein kleines, zahnloses Mannli mit Bartstoppeln, listigen kleinen Zehräuglein. Ich ging also hinunter, um der Zubereitung der Salbe zuzuschauen. Es brauchte Schweinefett dazu, ich weiss nicht mehr, was für Kräutlein darin gesotten werden mussten, nur von den gelben Ringelblumen aus dem Garten, das weiss ich noch. Aus derlei Kräutern braute er einen Tee, und gar bald war meine Schwester geheilt.

Als ich kam, begrüsste mich das Mannli, trat ganz nah an mich heran, sah mich fest an, dass ich dachte: Was hat auch der? Er sagte: «So, das ist die Tante!»

Als ich wieder ins Töbeli ging, erzählte ich es wegen dem Salbenmannli. Fast erschrocken sagte die Freundin: «Da musst du dich aber in acht nehmen, das ist es chaibs Mannli, der hat das 7. Buch Moses vor- und rückwärts gelesen, und die können mehr als nur Brot essen.» Ich erwiderte ihr: Ich habe keine Angst, ich lasse mich einfach nicht erwischen.

Aber, aber beinah hat es mich erwischt!

(Fortsetzung folgt)

Erinnerungen einer Arbeiterin aus dem Zürcher Oberland.

(Fortsetzung und Schluss)

Es mochten etwa 3–4 Wochen verstrichen sein, als ich plötzlich in der Nacht nach 12 Uhr aufwachte, Herzklopfen hatte. Ich war voller Unruhe, dachte aber nichts weiteres dabei. Als in der dritten und vierten Nacht sich das gleiche wiederholte, wurde ich doch stutzig und dachte: Also doch! Ich erzählte es meinem getreuen Lebensgefährten. Er sagte mir: «Aber, Mutter, ich kann dich nicht begreifen, du, wo doch so sattelfest bist im echten Glauben!» So musste ich also allein fertig werden und bin es auch geworden.

Als dann in der folgenden Nacht das gleiche Theater wieder losging, setzte ich mich im Bette auf, hob die Hände auf, als wollte ich den Bösewicht an der Gurgel packen mit den Worten,: «Wart, du Sauchäib, du vertwütschest mi nüd!» Noch einmal – und ich hatte Ruhe.

Ich will nicht heucheln, aber ich musste und konnte beten: Herr hilf meinem Unglauben: Um der Kinder Willen – denn wäre ich dieser Krankheit – dem Aberglauben – verfallen (denn eine solche ist es), wären es auch meine Kinder. Jedes Ungemach, das sie getroffen hätte, daran wäre irgend jemand schuld gewesen. Ja, Gott Lob und Dank durfte ich durchs Gebet Gottes Hilfe empfangen.

Noch etwas aus meiner Jugendzeit. An der Strasse von Wald nach Rüti über den Tenacker, Oberwies, lebte oberhalb Fägswil in der «Riedern» – so hiess das Haus – eine Familie Oberholzer, Bauersleute. Da war eines Tages grosse Aufregung und Gerede; da hiess es, sie hätten ihre Grossmutter, als sie gestorben war, im Estrich eingemauert. Sie begründeten ihr Tun damit, dass so das Glück im Hause bleibe. In den Sarg hatten sie Späne und Steine gelegt. Wie es an den Tag kam, weiss ich nicht mehr recht; ob durch Handwerker? Es war eine verschrobene, unheimliche Familie, nie sind wir ohne Gruseln an jenem Hause vorbeigegangen. Auch heute noch erinnert das Haus an das Geschehene. Es ist ein kahles, kaltes düsteres Haus, es ist, als ob der Makel ewig daran hafte, auch als später andere Leute darin wohnten.

So habe ich nun niedergeschrieben, was sich zugetragen hat in meinem Leben, in groben Zügen!

Ja, ein Leben reich an Sonne, wenn auch Gewitterwolken nicht fehlten.

Nachtrag

Vor 70 Jahren, da gab es zur Taufe als Geschenk noch eine Kupfergelte oder Kessi und Wassergätzi. Meine beiden ältern Schwestern erhielten

noch solche; so lange ich weiss, thronten Gelte und Kessi auf dem Kasten in der Kammer meiner ältern Schwestern.

In der Küche hatten wir auch 2 Kupfergelten, Kessi und Gätzi (Schöpfkelle). Das Wasser musste noch vom Brunnen in die Küche getragen werden. Diese Arbeit mussten wir verrichten, nicht etwa immer freudig. Das Wassergätzi hatte noch eine andere Obliegenheit als zu schöpfen. Wenn wir jeweils um das Haus rannten, dass Mutter fast bangte um die Hausecken, da geschah es etwa, dass es eine Beule absetzte und wir Zeter und Mordio brüllend, oder brüllend wie «en Hoochsigstier» zur Mutter rannten, da drückte sie uns das Gätzi auf die Beule, und schnell war wieder alles gut. Dazumal hiess es nicht: wir weinten, sondern «mer brüeli». Wenn manchmal Frauen von einer Beerdigung kamen, erzählten sie etwa «si händ schüüli zänet».

Wenn wir unsrer ältesten Schwester nicht gehorchen wollten, drohte sie uns mit dem «Hagherefräuli», das uns hinter den Stauden abpasse. Solche hatte es genug von Blattenbach bis in die Stockenmatt. (Jetzt sind sie verschwunden.) Auch wenn wir ins Lorentobel in die Sennhütte mussten, um Käse und Butter zu holen. Käse, der im heissen Kaffee so schöne lange Schwänze gab, gut waren sie. Vor dem Hagherefräuli fürchteten wir uns. Oder am Abend, wenn es dunkelte und wir noch draussen waren, kämen die Fledermäuse in das Haar und man bringe sie nicht mehr heraus, ohne das Haar ganz abzuschneiden. Dem Nastuch sagte man damals Fazenetli, heute «Schnuderlumpe».

Zu jener Zeit war es noch Mode, dass die Buben noch Röckli und Schürzli trugen wie die Mädchen, und nur der Haarschnitt unterschied sie voneinander. Den Mädchen wurden die Haare nur geschnitten, wenn sich etwa «Untermieter» (Läuse) ansiedelten, was früher etwa vorkam. Aber mit Zinksalbe war ihnen gar bald der Garaus gemacht. Es hiess etwa, nur gesunde Kinder haben Läuse.

Röcke trugen die Knaben, bis sie in die erste Klasse mussten. Da erhielten sie die ersten Hosen, aber nicht etwa solche mit Hosenträgern, nein mit einem Gstältli und Hosenballen zum Anknöpfen. Wenn das Unglück passierte, dass die Hosen genässt wurden, musste der Rock wieder angezogen werden. Das hat dann meistens geholfen. Meine beiden Brüder trugen sie auch noch, die Mutter machte sie von Vaters alten Hosen.

Was zu jener Zeit ein Ankenbrot für ein herrlicher Genuss war und Wert hatte, bleibt mir zeitlebens in Erinnerung. Als mein jüngster Bruder, der Heireli, auf die Welt kam und es hiess, der Storch komme, musste ich für eine Nachbarin nach Wald hinunter etwas holen. Sie versprach mir eben ein «Ankenbroot». Ich hätte zwar so gerne dem Storch abgepasst – wir glaubten noch fest an sein Erscheinen. So schnell bin ich wohl nie vom Posten zurück, ja, wegen Storch und «Ankenbroot». Aber, o weh! die

Frau hatte das Brot vergessen. Inzwischen war das Brüderlein angekommen. Ich schlich noch ums Haus, aber vergebens, das Ankenbrot blieb vergessen von der Nachbarin, von mir aber nicht! Meine älteste Schwester war dem Heireli Gotte. Zur Taufe wurden damals noch die Kinder zu Fuss in die Kirche getragen, auch von der Stockenmatt aus; da waren die Gotte, der Götti, Hebamme und manchmal noch eine Schwanzgotte, die die Aufgabe hatte, der Gotte helfen, das Kind zu tragen.

Meine älteste Schwester musste auch einmal Schwanzgotte sein. Zur Vervollständigung ihrer Kleidung kauften die Eltern ihr ein neumodisches Kleidungsstück (Mänteli), das die Facon vom Teekraut-Frauenmänteli hatte. Mäntel und Jacken gab es noch nicht, dafür waren aber die Röcke gefüttert, hatten lange Ärmel, Stehkragen – je höher desto lieber. Hinten waren die Jüppen stark gerafft, somit waren sie recht weit. Beim Gehen musste die Jüppe mit der Hand ein wenig hochgenommen werden, um die Strasse nicht zu wischen. Wer das nicht tat, hiess es, sei ein Pflungg.

Die Männer trugen, die bessergestellten hauptsächlich, Röcke (Tschööpe) mit verlängerten Schössen nach hinten geschnitten, die wir Katharinlischwencker oder Füdlizwacker nannten. Die Frauen trugen zum Kirchgang eine Mantille, eine schwarzseidene mit Spitzen und Rüschen bis unter die Taille; als Kopfbedeckung ein Kapöttli, das mit Bändern unter dem Kinn festgehalten wurde. Unsere Mutter hatte auch eine seidene Mantille und ein herziges Kapöttli. Ich sah unser gutes liebes Müetti nicht viel in ihrem Staat, nur an den Nachmittagen, da gingen Vater und Mutter zur Kirche. Vater in Frack und Zylinder, Mutter im Schwarzseidenen, das wir noch bewunderten, als wir schon erwachsen waren. Vaters enge Hosen (Kanonenrohre) wären nun wieder grosse Mode. Zum Abendmahl ging niemand im farbigen Kleid zur Kirche, die wären scheel über die Achsel angeschaut worden. In der Kirche gab es noch gekaufte Orte (Plätze). Ihre Besitzer kamen erst im letzten Augenblick in die Kirche, sie mussten eben keinen Platz suchen. Ja, wie ist zur heutigen Zeit immer Platz genug, eher voriger!

Früher gab es noch einen «Chillehüeter», der während dem Gottesdienst Ruhe und Ordnung hielt um die Kirche. Gross und hager, mit gemessenem Schritt, mit dem «Gögsli» auf dem Kopf, ging Wunderli aus dem Schlipf um die Kirche. Mit seiner Strenge wusste er sich Respekt zu verschaffen. Er war ein bauriger, wortkarger Mann, das Gegenteil vom alten Sigristen Baumann. Wunderli war beinahe ein Original – d'Wunderlisuppe, wie ihn die Kinder nannten.

Originale, an die ich mich erinnere, sind weiter: Der Gübeli-Jost mit seinem langen Haselstecken. Vom Frühling bis in den Herbst mit Teesäckli und Beerichrättli unterwegs. Wo die schönsten Beeren waren, Pilze und Teeblätter wusste er sicher. Der Wald auf der Höhe und drunten waren seine Heimat. Er war gutmütig, aber wehe, wenn ihn die Kinder neckten! –

Dann war da der Bernet de Hoger mit seiner krummen Gestalt, man sah ihn selten ohne seine Fiedel. – Dann der Chrauerchasperli mit der Hausiererchrätze, ein kleines, freundliches Mannli. Er hatte nur einen Arm. Mit seiner Chrätze ging er in der ganzen Gemeinde, auf alle Höger, hausieren. Uns Kindern war er ein Freund, der uns immer ein Gschichtli zu erzählen wusste. – Dann die beiden Zündholzlifraueli, die beiden Lisebethli. Das grosse war lustig und immer fröhlich, das kleine aber missmutig, war krumm gewachsen, hatte ein schiefes Maul, ein armes Fräuli, das kein Kinderlachen ertragen mochte.

Sogar einen Dorfgüggel hat es gegeben. Es war zwar eine Dame, eine grosse vollschlanke Gestalt. Sie trug immer schwarzseidene Kleider, eine lange seidene Stola aus Rüschen, Spitzen und Bändern, die bis an die Knie reichten; auf dem Kopf trug sie ein Kapöttli mit Straussenfedern, die wippten, wenn sie ging. Sie hatte ein rotangelaufenes Gesicht, wir glaubten, es sei vom Eingeschnürtsein. Ihr Gang war bolzgerade. Sie sei sehr wohlhabend gewesen, aber furchtbar geizig; sie war schon ziemlich alt, als ich noch jung war.

Um ein schönes Spiel ist die Jugend gekommen durch den Verkehr: das Chügelispiel auf der Strasse. Wenn zu wenig Chügeli vorhanden waren, spielten wir um Bohnen. Die Tag- und Nachtbohnen standen hoch im Kurs. Unser Nachbarsbub machte die Kügeli selbst aus Lehm, den wir aus einer Höhle holten, den richtigen grauen, die härtete er in den Gluten vom Kochherd. Das schöne Chügelispiel ist in Vergessenheit geraten. Schade darum, aber wo hat es noch seine Berechtigung? Auf dem Schulweg war es am schönsten. Beim Anfang hiess es immer: Günnis oder Ungünnis. Mit den «Bschissligen» machten wir immer Ungünnis. Den Chügelisack von Kind und Kindeskind bewahre ich auf als Andenken für mein Urgrosskind.

Nun hat sozusagen alles dem Fussballspiel weichen müssen und dem immer grösser werdenden Verkehr.

Auf der Strasse wird jeder Stein wegtschutet; von Barfusslaufen kann keine Rede mehr sein. Wo hätten auch unsre Eltern das Geld hernehmen müssen für die Schuhe? Aber den Fussschweiss schon bei Kindern hat man nicht gekannt. Es wäre jetzt doch so schön auf den glatten Strassen! Das tägliche Fusswaschen am Abend gehört zum Barfusslaufen.

Wir sind noch barfuss in die Beeren gegangen an einen Ort, wo es Ringelnattern hatte, aber dort waren die schönsten «Sidebeeri» (Himbeeren). Ich muss mich jetzt noch wundern, dass ich es damals konnte ohne Furcht, wo ich heute nur vor einer Blindschleiche schon Furcht habe. Selten, selten sieht man noch Kinder in die Beeren gehen. Warum? Es hat niemand mehr Zeit, ja leider, leider darf man sie nicht mehr allein in den Wald gehen lassen. Der «Amigs» ist halt nicht mehr.

Ich denke manchmal, eins hat sich aber doch vererbt bis auf den heutigen Tag: es ist das Nicht-gerne-Geschirr-aufwaschen von Kindern oder sogar noch von Grossen. Darum die Geschirrabwaschmaschinen.

Etwas ist, was mich ein wenig traurig stimmt: Es ist das Nicht-mehr-grüssen auf der Strasse hier auf dem Lande, namentlich von Kindern und auch von Grossen. Als ob das Grüssen eine schwere Arbeit wäre! Uns wurde jeden Tag anbedungen, «de Lüte d'Zyt wöische». Wie kann es uns auf dem ganzen Weg freuen, wenn uns ein Kind freundlich grüsst, es darf dann aber auch den freundlichen Gegengruss entgegennehmen. Früher hiess es etwa von einem geizigen Menschen: Er mag ja de Lüte nüd emol s'Zyt wöische gunne. Freilich hat es die Jugend in jeder Beziehung besser als früher. Ob es besser ist, bleibe dahingestellt. Das finde ich gut: es wird den Kindern Gelegenheit geboten, gute Bücher zu lesen. Früher hiess es, es ist gescheiter Strümpfe und Abwaschblätz zu stricken als zu lesen. Selbstgestrickte Strümpfe zeugten von besonderem Fleiss. Auf der Hochzeit selbstgestrickte Strümpfe aus schwarzer Seidenwolle bei Braut und Bräutigam waren sogar Ehrensache!

Etwas möchte ich noch erwähnen: Wir alle schliefen noch in Laubsackbetten; es war fast durchwegs so, besonders in kinderreichen Familien, und deren hatte es früher mehr als jetzt. Zu zweit mussten wir in einem Bette schlafen. Dass es hie und da nicht immer friedlich zuging, kann man denken. Bald tönte es: Mutter, sie nimmt mir alle Decke, oder, ich habe ja kein Platz, sie streckt den Hintern auf meine Seite. Die Mutter sagte dann mit strenger Stimme: Schäm'di, es händ vil willigi Schöfli Platz in eim Stall. Im Herbst, wenn das Buchenlaub gefallen und dürr war, wurden die Säcke geleert, das Laub verbrannt und die Säcke, die aus grobem Drilch bestanden, gewaschen, und frisch gefüllt. Da hiess es gut aufpassen, dass ja kein Zweiglein oder Buchecker dazwischen kam, die uns dann den Schlaf unliebsam stören könnten. Wenn dann die Säcke prall gefüllt waren, hüpften wir mit Vergnügen darauf, bis wir die gewünschte Vertiefung hatten.

Es wurde gesagt, die Laubsäcke seien gesünder als die Matratzen. Zur Hochzeit gab es aber keine Laubsäcke, aus ihrem Stoff gab es währschafte Handtücher, ich habe jetzt noch Resten davon.

Wenn auch die Laubsäcke gesünder waren, war ein anders Übel da: die Flöhe, die sich darin gut vermehrten: Es brauchte viel Arbeit und Vertilgungsmittel, um sie loszuwerden. Aber wer kennt auch heute noch den Floh? Ja, zum Glück, dank der bessern Wohnverhältnisse und Kleider sowie der guten Reinigungsmittel. Auch in den Fabriken wird viel getan in dieser Beziehung.

Es kam etwa vor, dass einen ein solches Biest von Floh heimbegleitete. So war es auch mit den grausigen Schwabenkäfern und Russen, deren es

in der Fabrik unheimlich viel gab, die sich in ein Kleidungsstück oder Schirm verkrochen und so mit uns nach Hause kamen. Im Holzkochherd fühlten sie sich heimisch, aber seit nicht mehr in demselben gekocht wird, sondern im Elektrischen, oder auf einem Petrolvergaser, sind alle restlos verschwunden. Auch in den Webereien, wo nicht mehr mit nassem Eintrag gewoben wird, sind sie nur noch ganz selten. Es werden alle möglichen Mittel angewendet; um sie ganz zu vernichten.

Diese Zeiten wünsche ich mir nicht mehr zurück.

Staunen müssen wir Alten ob den vielen Haushaltmaschinen, die es gibt, um der Hausfrau, besonders der Berufstätigen, die Arbeit zu erleichtern. Es gab auch früher Hausfrauen, die in die Fabrik mussten, noch mehr als heute, aber der Haushalt, die Kleider, überhaupt alles war einfacher; in der Fabrik nicht die Hast und das Gehetze. Es war ein besinnliches, ruhiges Arbeiten. Heute heisst es: Tempo, Tempo!

Zu den Herkunftssagen im Berner Oberland

Von *Hans Trümpy*

Im allgemeinen neigt man, der Verfasser dieses kleinen Hinweises inbegriffen, dazu, die angebliche Herkunft der Berner Oberländer aus Friesland und der Schwyzer aus Schweden auf gelehrte Erfindung zurückzuführen. Vorsichtiger hat sich Albert Bruckner geäussert, dem wir die massgebende Ausgabe der für Bern ältesten derartigen Aufzeichnung, des «Herkommens der Schwyzer und Oberhasler» aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, verdanken[1]: «Die Abstammungssage eines Volkes kann sich im Kern erhalten haben, erst spät aufgezeichnet worden sein, Jahrhunderte nach den Ereignissen..., ohne dass hierbei von vorneherein an eine gelehrte Fabel oder die Entlehnung aus einem fremden Sagenkreis oder einem früheren Schriftsteller gedacht werden muss»[2]. Im Falle des «Herkommens», als dessen Verfasser Bruckner den Konstanzer Heinrich Gundelfingen vermutet, war allerdings ebenso beträchtliche wie fragwürdige Gelehrsamkeit am Werk, damit «eine so bedenkliche Kompilation» entstehen konnte[3]. Das schliesse aber, meint Bruckner, nicht aus, dass der Sage von der Wanderung aus dem Norden «ein echter Kern» zugrundeliege[4]; es lasse sich «nicht beweisen, dass überhaupt kein altes Sagengut vorhanden war und die

[1] Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Abteilung III: Chroniken und Dichtungen, Band 2/2. Teil: Das Herkommen der Schwyzer und Oberhasler, bearbeitet von Albert Bruckner, Aarau 1961.

[2] Ebenda 10.

[3] Ebenda 44.

[4] Ebenda 8; ausführlich begründet 66ff.